Bezugspreis:
Für Dresden vierteljährlich 2 Mark 50 Pf., bei den Kaiserlich deutschen Postanstalten vierteljährlich 3 Mark; außerhalb des Deutschen Reichs Post- und Stempelzuschlag. Einzelne Nummern: 10 Pf.

Erscheinen:
Täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage abends.
Fernspr.-Anschluß: Nr. 1295.

Dresdner Journal.

Ankündigungsgebühren:
Für den Raum einer gespaltenen Zeile kleiner Schrift 20 Pf. Unter „Eingesandt" die Zeile 50 Pf.
Bei Tabellen- und Ziffernsatz entsprechender Aufschlag.

Herausgeber:
Königliche Expedition des Dresdner Journals
Dresden, Zwingerstr. 20.
Fernspr.-Anschluß: Nr. 1295.

№ 54. Freitag, den 6. März, abends. 1896.

Amtlicher Teil.

Dresden, 5. März. Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht, dem Geheimen Medizinalrate, Generalarzte I. Klasse à la suite des Königlich Sächsischen Sanitäts-Offiziers-Korps, Professor Dr. med. Benno Gottlob Schmidt, Direktor des chirurgisch-poliklinischen Instituts der Universität Leipzig, den Titel und Rang eines Geheimen Rates in der 2. Klasse der Hofrangordnung zu verleihen.

Ernennungen, Versetzungen ꝛc. im öffentlichen Dienste.

Departement der Finanzen. Bei der Postverwaltung sind ernannt worden: Friedrich Emil Müller, Emil August Schneider, Karl Eduard Gerhard Hoffmann und Ernst Otto Gottschalk, zeither Postassistenten, als Ober-Postassistenten im Bezirke der Kaiserl. Ober-Postdirection zu Leipzig.

Nichtamtlicher Teil.

Die Abänderung des Sächsischen Wahlrechts

ist heute von der Zweiten Kammer der Sächsischen Ständeversammlung endgiltig beschlossen worden. Daß der gegen die geplante Wahlrechtsänderung eingeleitete angebliche „Proteststurm" — der in Wahrheit trotz der von verschiedenen Seiten gemachten Anstrengungen doch nie über ein ziemlich mildes Säuseln hinausgekommen war — geeignet sein würde, die sächsische Staatsregierung und die in ihrer Königstreue und in ihrem Ordnungssinn bewährte Mehrheit der Kammermitglieder in wohlerwogenen Beschlüssen wankend zu machen, das haben wohl nur wenige mangelhaft Unterrichtete geglaubt. Eine Überraschung bedeutet also der heutige Beschluß der Kammer nicht. Trotzdem ist der heutige Tag ein solcher von erfreulicher Bedeutung. An schönen Worten, an Hinweisungen auf die „drohenden Gefahren", an allerlei Untersuchungen und Anregungen läßt es der Parlamentarismus unserer Tage bekanntlich nicht fehlen. Der heutige Beschluß der sächsischen Kammer aber ist seit langer Zeit die erste energische That eines Parlaments Verhältnissen gegenüber, die als unhaltbar von allen Einsichtigen und nicht im Nebel grauer Theorie Einherwandelnden längst erkannt worden sind.

— Daß die Abänderung, die die Kammermehrheit an dem Gesetzentwurfe noch in letzter Stunde vorgenommen und zu welcher die Staatsregierung sich zustimmend geäußert hat, ein Entgegenkommen im Sinne mehrfach geäußerter Wünsche bedeutet, ist offenbar. Das von gewisser Seite mit größter Skrupellosigkeit in die Diskussion geworfene Schlagwort von der „Entrechtung des Mittelstandes" ist nach der heutigen Abänderung des Gesetzentwurfs, derzufolge schon alle diejenigen der zweiten Wählerabteilung anzugehören haben, die an staatlicher Einkommen- und Grundsteuer zusammen 38 M. entrichten, noch gegenstandsloser, als es bisher schon war.

Über die Aufgaben der deutschen Marine

hat Staatssekretär v. Marschall in der Budgetkommission des Reichstags ungefähr folgendes ausgeführt:

Unsere Kreuzerflotte sei zu schwach. 1885 habe sie 27 Schiffe betragen, jetzt sei sie auf 20 gesunken; wir seien gewachsen, aber die Kleider seien uns zu kurz geworden. Ein Vater, der seinem kräftig wachsenden Kinde die Kleider ordentlich verlängere, werde gewiß nicht als Verschwender angesehen werden dürfen. Hier komme noch hinzu, daß die heute bewilligten Schiffe erst in 2 Jahr und Tag fertig würden, bis wohin andere Schiffe wieder unbrauchbar würden. Wenn also drei neue Kreuzer bewilligt würden, werde wohl die Qualität, nicht aber die Zahl, welche zur Verfügung des Auswärtigen Amts stehe, sich ändern. Der Staatssekretär forderte die Kommission auf, zur Erweisung seiner Behauptungen einen Blick auf die überseeische Welt zu werfen. In Süd- und Mittelamerika habe Deutschland sehr große und wichtige Interessen, und trotzdem wären wir nicht in der Lage, dort einen Kreuzer zu haben. Wir hätten im Jahre 1891 den Stationär in Westafrika zurückziehen müssen und könnten ihn z. Z. nicht erneuern. In diesen Gebieten lebte eine große Anzahl von wirklichen Reichsangehörigen, die etwa auf 100000 Seelen geschätzt werden müßte. Unser Handel dorthin betrage Hunderte von Millionen. Im Jahre 1894 habe Hamburg allein nach Süd- und Mittelamerika Waren im Werte von 218 Millionen — ⅙ des Hamburger Ausfuhrhandels — ausgeführt; eingeführt nach Hamburg seien in demselben Jahre 415 Millionen — ¼ des gesamten Hamburger Einfuhrhandels — in Hamburg angekommen seien aus jenen Gebieten 634 Schiffe mit 802000 Tons und ausgelaufen 550 Schiffe mit 666650 Tons. Dazu trete eine sehr bedeutende Küstenschiffahrt, beträchtliche Kapitalien — in Venezuela steckten in der Eisenbahn allein etwa 80 Million deutschen Kapitals —, deutsche Banken in Chile, Argentinien, Brasilien —, große industrielle Unternehmungen, wie z. B. neulich erst in Chile eine Bremer Gesellschaft zur Ausbeutung der Salpeterlager sich gebildet habe und der fünfte Teil der großen Kafferplantagen in Guatemala sich in deutschen Hände befinde. Seit Jahren klagten Reeder, Exporteure und Importeure, daß sich dort keine deutschen Kreuzer sehen ließen, und gerade diese Männer hätten hierfür volles Verständnis, sie seien friedliche Männer, die gewiß keine Konflikte wünschten und genau wüßten, daß unsere Kreuzer — anstatt Konflikte hervorzurufen — sie vermieden. Dieser Mangel an Kreuzern schaffe einen unerträglichen Zustand, weil gerade in jenen Gegenden die staatlichen Verhältnisse vielfach unsicher seien, Revolutionen, Bürgerkriege und Kriege zwischen den einzelnen Staaten nicht selten vorkämen. Als 1891 die Revolution in Chile ausgebrochen sei, hätten wir den Schutz unserer Interessen der englischen Marine übertragen müssen, da unser Kreuzergeschwader hätte nach Ostasien gesandt werden müssen, von wo es z. Z. nicht zurückgerufen werden könne. Eintretendenfalls würden wir dasselbe wie 1891 thun oder unsere Interessen schutzlos lassen müssen. In Ostasien sei ja eine größere Anzahl unserer Kriegsschiffe vorhanden, aber an eine Verringerung derselben sei in absehbarer Zeit nicht zu denken, und die Zeit sei für immer dahin, in der zwei Kanonenboote („Iltis" und „Wolf") zum Schutze unserer Interessen genügten. Zwar sei der Friede zwischen China und Japan geschlossen, aber die Dinge seien noch im Werden, und die Frage der Erschließung des großen chinesischen Reiches sei noch offen. Welches Interesse dabei alle Staaten hätten, ergebe sich daraus, daß alle dort zahlreiche Schiffe hätten, vier- oder fünfmal so viel als das Reich, das selbst dort nur sechs Schiffe habe. Während des chinesisch-japanischen Krieges habe unser Geschwader zwar nicht eingegriffen, aber gerade dies sei ein Beweis, wie nützlich seine bloße Anwesenheit gewesen sei. Die Beschädigungen unserer Angehörigen und Missionare in China während des Krieges seien sehr große gewesen; dem Geschwader sei es zuzuschreiben, daß sie sich nicht verwirklichten. In einem Fall, wo ein Angriff auf eine Mission erfolgte, sei Remedur gewährt worden. Dem Geschwader hätten wir es zuzuschreiben, wenn China eine Reihe von Forderungen, die wir seit Jahren fruchtlos betrieben hätten, nunmehr erfüllt habe; es stehe zu erwarten, daß weitere Forderungen zum Schutze unserer Interessen erfüllt werden würden. Die Unzulänglichkeit unserer Marine mache sich auch im Mittelmeer fühlbar. Hier hätten wir zwar keine direkten politischen Interessen, aber angesichts der Verhältnisse in Kleinasien im vorigen Jahre sei es doch bedauerlich gewesen, daß wir keine Kreuzer gehabt hätten, um unsere dortigen, in schwere Sorge versetzten Landsleute zu beruhigen. Daß das anwesend gewesene Schulschiff „Mölke" zu einem eigentlichen Schutz ungeeignet sei, bedürfe keiner Ausführung. Was endlich die Kolonien betreffe, so handle es sich hier nicht um den Schutz gegen etwaige Angriffe einer Seemacht im Falle eines Krieges mit uns. Es sei dies eine militärpolitische Frage, die wohl anderwärts als lokal entschieden werde. Hier handele es sich eigentlich nur um den Schutz unserer Autorität gegen Eingeborene. Dieser sei sehr mangelhaft. In der Südsee hätten wir zwei Kreuzer vierter Klasse („Falke" und „Bussard") mit je 150 Mann Besatzung und einem Landungscorps von 44 bis 50 Mann. Beide hätten unsere Interessen in Samoa, Tonga, Hawaii, Marschallinseln und Deutsch-Neuguinea zu schützen. Angesichts der unruhigen Zustände in Samoa müsse dort dauernd ein Schiff liegen und, wenn die Unruhen thatsächlich ausbrächen, alle beide. Dadurch entständen oft unhaltbare Zustände in Neuguinea. Eine Zeit lang habe man Mord und Raub durch Eingeborene aus Mangel an Kriegsschiffen ohne Bestrafung lassen müssen und im vorigen Jahre hätten bereits die Interessenten erwogen, ob sie nicht wegen dieser Unsicherheit einen Teil der Station eingehen lassen sollten. Ueberdies wären dort bedeutende Missionsinteressen in Frage. In Westafrika hätten wir ein Kanonenboot und einen Kreuzer, von denen abwechselnd immer ein Schiff in Kapstadt Erholung suchen müsse. Für die gesamte Westküste mit unseren drei Kolonien, für unseren so stigen dortigen Handel, wie in Liberia und anderen Küstengebieten, stände also nur ein Kriegsschiff zur Verfügung. Ohne maritimen Schutz müßten wir die Schutztruppen beträchtlich vermehren, und wir würden dabei doch nicht eine so zuverlässige Macht als in dem Kreuzer besitzen. In Ostafrika seien zwei Kreuzer zur Verfügung, von denen der eine schon Jahr und Tag in Delagoa Bay liege und schwerlich von dort werde zurückgezogen werden können. Also bleibe nur ein Kreuzer für die ganze Küste von 700 Kilometern übrig. Seien auch jetzt die Zustände auf dem Festlande friedlich, so sei doch große Gefahr vorhanden, wenn größere Expeditionen der Schutztruppe ins Innere gemacht werden müßten.

Hiernach sei es nochmals gesagt, daß unsere Kreuzerflotte nicht genüge, um unsere überseeischen Interessen in dem Rahmen ihrer vollen Berechtigung zu schützen. Es sei also unmöglich, daß man bei dieser Kreuzerforderung der verbündeten Regierungen auf den Gedanken kommen könne, als ob wir dadurch mit den großen seefahrenden Nationen, namentlich Großbritannien, in einen Konkurrenzkampf um die Suprematie zur See treten wollten. Die Rede des ersten Lords der Admiralität, des Hrn. Goschen, in London fordere zu den 8 Schlachtschiffen, 11 Kreuzer und 40 Torpedos, d. h. also 69 Schiffe, die im Bau seien, für die nächsten drei Jahre den Bau von noch 46 Schiffen. Die Aufwendung für die Neubauten betrage dort seit 1889 ca. 55 Mill. Pfund Sterling. Angesichts solcher Forderung werde man die Bitte der verbündeten Regierungen um Bewilligung von drei Kreuzern nicht als eine unmäßige bezeichnen können. (Beifall.)

In der Debatte, die sich entspann, standen selbstverständlich die Sozialdemokraten und Hr. Richter fest zusammen! Letzterer erklärte mit dem ihm eigenen komischen Selbstbewußtsein, die Zwecke der Marine seien nur „von sekundärer Bedeutung". Alle anderen Parteien waren erfreulicherweise einig. Die Abgg. Jebsen (ak.) und Müller-Fulda (Z.) befürworten die Bewilligung der Kreuzer, ebenso Dr. Hammacher, der ausführte, daß nach den Darlegungen des Staatssekretärs v. Marschall niemand von Chauvinismus reden könne. Graf Arnim und Dr. v. Jazdzewski (Pole) traten für die Bewilligung ein. Der Referent Dr. Lieber wendete sich mit Schärfe gegen Richters Auffassung, daß unsere Marine von sekundärer Bedeutung sei. Die beiden Kreuzer wurden darauf gegen 5 Stimmen bewilligt, ebenso die erste Rate von 500000 M. zum Bau des Kreuzers 4. Klasse G. Bewilligt wurden auch die ersten Raten für ein Torpedodivisionsboot in Höhe von 873000 M. und zur Herstellung von Torpedobooten 1800000 M. Bewilligt wurden ferner 350000 M. zur Beschaffung eines Stationsschiffes für Konstantinopel.

Die alten und die neuen Parteien.

(C. C.) Die alten Parteien haben sich „überlebt", das ist ein unumstößliches Dogma mancher Leute, die entweder den Drang in sich fühlen, eine neue Partei zu gründen, oder die als „Parteilose" dahinzuwandeln vorziehen, weil das bequemer und „mannesmutiger" ist, als sich der notwendigen Disziplin einer Partei zu fügen. Wir sind der Ansicht nicht, daß die alten Parteibildungen sich überlebt haben, wir sind vielmehr davon festestens überzeugt, daß sie heute so lebensfähig und so frisch sind, wie nur jemals zuvor.

Wäre an dem erwähnten Dogma etwas Wahres, so müßten die neuen Parteien die alten rasch und unaufhaltsam überflügeln; allein davon ist absolut nichts zu merken. Das Wirken einer politischen Partei erstreckt sich bekanntermaßen nicht bloß auf die Agitation, sondern vor allem auf die positive Arbeit im gesetzgebenden Körper; und diese wird heute wie früher ausschließlich durch die alten „überlebten" Parteien geleistet.

Will man lediglich den Umstand als Maßstab der Existenzberechtigung neuer Parteien gelten lassen, daß diese vermöge intensiver Agitation sich ziemlich rasch einen relativ erheblichen Anhang zu schaffen verstanden haben, so ist das nicht richtig. Die Agitation ist in sehr vielen Fällen keine aufbauende, sondern eine zerstörende Arbeit, und die Parteien, die ausschließlich agitatorisch wirken, kommen über kurz oder lang an dem toten Punkte an, der sie zu der verzweifelten Frage nötigt: Was nun?

Ja: was nun? Der Schwerpunkt in der Agitation der frischen, jungen Parteien, die den alten „überlebten" Konkurrenten zeigen wollen, wie man im Deutschen Reiche Politik machen müsse, liegt in den Versprechungen. Je größer der Wunschzettel jener Parteien ist, den sie im Namen ihrer Wähler der Regierung vorlegen, desto größer ist wohl ihr Anhang, desto schwieriger aber auch ihre Stellung im Parlament. Aus sich allein eine Mehrheit im Reichstage zu schaffen, vermögen die neuen Parteien nicht, soweit kann deren Ehrgeiz auch gar nicht gehen; denn es wäre das Streben nach Unmöglichem.

Die Mehrzahl der deutschen Staatsbürger, die nicht zu der Sozialdemokratie sich rechnen, ist noch immer übertriebenen Versprechungen gegenüber sehr skeptisch. Nur der politische Neuling oder der gedankenlose, unerfahrene Wähler denkt bei solchen Versprechungen nicht auch daran, daß das Halten derselben doch die Hauptsache ist. Wie es aber mit der Verwirklichung der Wunschzettel der neuen Parteien aussieht, das ist doch jetzt kein Geheimnis mehr, nachdem beispielsweise die Antisemiten schon einige Jahre Zeit gehabt haben, an die Verwirklichung ihres weitschichtigen Programms heranzutreten.

Wir wollen das thatsächliche Wohlwollen jener Politiker, die der Bevölkerung durch möglichst weitgehende „Forderungen" an Staat und Gesellschaft entgegenzukommen sich bestreben, hier nicht in Frage stellen. Zeigt man aber dem Volke mehr, als zu erreichen ist, so ist man nicht ein Wohlthäter desselben, sondern ein Störenfried. Das Volk ist alsdann mit der langsamen aber stetigen Entwickelung, wie sie allein auf dem Boden des Bestehenden möglich ist, unzufrieden und der stetige Fortschritt in der Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen wird gehemmt.

Das ist aber gerade der Vorzug der alten Parteien vor den neuen, daß sie zwar ferne Ziele ins Auge fassen, daß sie dabei aber mit praktischem Blicke in erster Linie das Nahliegende zu erreichen trachten, um etappenweise vorwärts zu gehen. Mit raschem Vorwärtsstürmen, mit Ungeduld und Ungestüm erreicht man selten in der Politik etwas Bleibendes. Auch neue Parteien werden, sobald sie im Parlament aus positive Arbeiten gehen, die Richtschnur der alten Parteien nehmen müssen; sie können zwar, wenn sie stark genug sind oder die nötige Unterstützung anderwärts finden, flammende Resolutionen oder weltbewegende Anträge einbringen; allein sie können das nur mit dem Bewußtsein, daß sie pro nihilo arbeiten.

Das allgemeine Wahlrecht hat es mit sich gebracht, daß die parlamentarischen Parteien mit den materiellen Wünschen der großen Masse stark rechnen müssen. Die alten Parteien thaten das auch schon in den Landtagen, ohne sich drängen zu lassen. Sie berücksichtigten gern die Wünsche der kleinen Leute, aber sie ließen sich nicht dazu herbei, selbst solche Wünsche aufzufinden und die Lust der Masse, immer weitgehendere Forderungen zu erheben, hervorzurufen. Die neuen Parteien suchen aber geradezu immer neue Wünsche aufzuspüren und die Erfüllung als dringende Notwendigkeit hinzustellen. Das ist ein bedenkliches Unternehmen; denn nach diesen Parteien kommen immer neue, die das Versprechen noch besser verstehen, und die sich wegen des Haltens noch weniger den Kopf zerbrechen, als sie selbst es schon thun, und am letzten Ende ist es die Sozialrevolution, die den Gewinn dieses Wirkens der neuen Parteien einstreicht.

Wird also der Anhang der alten Parteien durch die Agitationen der neuen Gebilde, soweit er nicht zuverlässig ist, gemindert, so ist das kein Vorteil für das Vaterland, aber auch keiner für die neuen Parteien; denn dieser einmal mobilisierte Anhang wird auch für sie kein zuverlässiger sein, sondern stets denjenigen Agitatoren zulaufen, die immer noch mehr nach ihrem Munde sprechen. Parteien, die sich thatsächlich überlebt haben, zerfallen ganz von selbst: das zeigt das Schicksal des ehedem so mächtigen manchesterlichen Freisinns. Auch der Anhang dieser Partei ist zum großen Teile in das sozialdemokratische Lager übergegangen, weil auch der Freisinn zu guterletzt den Schwerpunkt in der Umschmeichelung der Massen legte. Wir halten also dafür, daß die „überlebten" alten Parteien, soweit sie für eine stetige Entwickelung unseres Vaterlandes, insonderheit auch auf dem Gebiete des Schutzes der wirtschaftlich Schwachen eintreten, noch immer nicht allein existenzberechtigt sind, sondern sogar die besten Garantien für den Bestand unserer heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung bilden.

Tagesgeschichte.

Dresden, 6. März. Se. Majestät der König nahmen im Laufe des heutigen Vormittags die Vorträge der Herren Staatsminister und militärische Meldungen im Residenzschlosse entgegen.

— Zur Feier des 50jährigen Militärdienstjubiläums Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Georg, Herzogs zu Sachsen, werden morgen, Sonnabend, nachgenannte Fürstlichkeiten in Dresden eintreffen: 1) Se. Kaiserl. und Königl. Hoheit der Erzherzog Otto von Österreich, vormittags 9 Uhr 43 Min., in Begleitung des Obersten Graf Auersberg und des Kammervorstehers Rittmeisters und Kämmerers Graf Cavriani; 2) Se. Hoheit der Erbprinz von Sachsen-Meiningen, nachmittags 3 Uhr 57 Min., in Begleitung des Generalstabsoffiziers Hauptmanns Graf v. Pfeil und Klein-Ellguth und 3) Se. Hoheit der Prinz Ernst von Sachsen-Altenburg, abends 8 Uhr 43 Min., in Begleitung des Flügeladjutanten Hauptmanns v. Sydow.

Der Durchlauchtigste Erzherzog Otto wird im Prinzlichen Palais Zinzendorfstraße abtreten, während Ihre Hoheiten der Erbprinz von Sachsen-Meiningen und der Prinz von Sachsen-Altenburg im Königl. Residenzschlosse Wohnung nehmen.

Kunst und Wissenschaft.

Der Gesangsarzt.
Ärztliche Bemerkungen zur Gesangslehre
von Dr. med. Georg Avellis.

Die Frage, welchen Nutzen der Gesangslehrer und der Sänger aus der Kenntnis des anatomischen Kehlkopfbaues und seiner physiologischen Funktion ziehen kann, ist bisher eine offene geblieben. Merkwürdigerweise bieten die meisten Gesangsschulen, so z. B. die populäre „Gesangsschule" von Herm. Zopff, die „Gymnastik der Stimme" von Oskar Guttmann, ferner „Sprache und Gesang" von C. Reclam und ähnliche Werke eine ziemlich ausführliche Beschreibung des Kehlkopfes und seiner Nerven, ja an einzelnen Konservatorien und bei manchen Privatgesangslehrern werden von Ärzten spezielle Vorlesungen über den Bau und die Funktionen des menschlichen Kehlkopfes gehalten (so z. B. von Dr. H. Jachn in Berlin und Dr. Garnault in Paris), während das neuste große und umfassende Handbuch der Gesangslehre von Jffert die anatomische Beschreibung und die physiologischen Betrachtungen über die menschlichen Stimmorgane ganz fortläßt.

Es verlohnt der Mühe, diesen Zwiespalt nicht bloß aus rein pädagogischen und wissenschaftlichen Gründen zu beleuchten, sondern auch wegen des hochwichtigen praktischen Interesses, das der Lehre vom Kunstgesange aus weiten Kreisen entgegengebracht wird.

Ehe wir den Kern der Frage berühren, wollen wir nur zunächst einmal zusehen, wem denn die medizinischen Kenntnisse der Stimmorgane beigebracht werden sollen. Wer alles will nicht heute Gesang studieren, besonders in Deutschland! Das Studiermaterial rekrutiert sich aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen. Wie soll aber ein medizinischer Lehrstoff beschaffen sein, der zwar allen Schülern gleichmäßig fremd und unverständlich ist, der aber von dem einen gar nicht, auch nicht in Jahren, von dem anderen nur soweit begriffen werden kann, als Laien überhaupt, ganz besonders aber ohne Vorkenntnisse der einfachen medizinischen und physiologischen Grundbegriffe, medizinische Lehren über einen einzelnen Körperteil begreifen können. Dazu kommt, daß der Lehrer, d. h. in 100 Fällen 99 Mal, auch ein Laie, oft selbst nur oberflächliche und laienhafte Kenntnisse besitzt, — ja, ich behaupte, nur besitzen kann. Denn ich halte die Forderung, die z. B. Garnault aufstellt, daß der Gesangslehrer nicht bloß alle sein Fach betreffenden theoretischen und technischen Fertigkeiten und Forschungsergebnisse beherrschen muß, sondern auch über die einschlägigen anatomischen, physiologischen und medizinischen Kenntnisse verfügen soll, einschließlich der Fertigkeit im Kehlkopfspiegeln, für nahezu unerfüllbar. Ein ausgebildeter Spezialarzt für Kehlkopfleiden braucht 5 Jahre medizinischen Vorstudiums und dann einer mehrjährigen spezialärztlichen, technischen und wissenschaftlichen Ausbildung, um nur den landläufigen gewöhnlichen Anforderungen genügen zu können. Wieviel Zeit und Geldaufwand müßte also ein gewissenhafter Gesangslehrer allein auf dieses kleine Spezialkapitel seines Faches verwenden, um wenigstens nicht allzu oft blamiert und vom Kehlkopfarzte desavouiert zu werden? . .

Soviel zunächst von den Personen, Schülern wie Lehrern. Was den Lehrstoff selbst betrifft, wo ist da ein Anfang und ein Ende? Zum Singen gehört bekanntlich nicht bloß der Kehlkopf, sondern auch gute Lungen, gesunde Luftröhre, geübtes Zwerchfell, freie Nase und Nasenrachenraum, die Nebenhöhlen der Nase und vieles andere. Also müßten alle diese Teile in ihrem anatomischen Bau und ihren Lebensfunktionen von den Gesangsschülern studiert werden. Reclam ist in dieser Hinsicht wenigstens ziemlich konsequent, indem er nicht bloß alle diese Teile abbildet, ihre Nerven und Muskel bespricht, sondern auch die dazu gehörigen Gehirnwindungen darstellt, ja auch die Sprache der Tiere (!) und deren mimische Bewegungen in das Gesangsstudium mit einbezieht. Garnault beschreibt nicht nur, wie die anderen Lehrbücher, das Kehlkopfspiegelbild, sondern er lehrt seine Schüler auch den Gebrauch des Laryngoskops an sich selbst und anderen Personen. Versteht aber der schon etwas vom vielgestaltigen Kehlkopfleiden, der einmal bei einem lebenden Phantom die Stimmbänder gesehen hat? Dann verstände ja auch jeder Laie etwas von Nervenleiden, der einmal einen Nervenkrampf mit angesehen hat. Und noch neue Gründe drängen sich heran, die immer klarer beweisen, wie nutzlos dem Sänger alle die physiologischen Kenntnisse sind, die über das Niveau einer höheren Bürgerschule herausgehen. Bis zu den vorjährigen Untersuchungen Oertels, der die Schwingungen der Stimmbänder in den verschiedenen Gesangsregistern mit dem stroboskopischen Rotierapparat beobachtete, waren alle Angaben über die Stimmritzenfigur bei den Falsettstimmen ꝛc. in sämtlichen Lehrbüchern falsch. Trotzdem ist früher wie jetzt das Falsett richtig gebildet worden. Kann es einen schärferen Gradmesser geben für die Nutzlosigkeit und Unfruchtbarkeit, feinere medizinische Lehren, vor allem die Kehlkopfspiegelmethode, dem Gesangsunterricht zu Grunde zu legen? Freilich, ein Sänger hat den heutigen Kehlkopfspiegel erfunden, und dieser Sänger Garcia hat zum erstenmal überhaupt die Stimmbänderbewegung beim Singen im Spiegel beobachtet. Also, könnte man gedankenlos schließen, gehört der Kehlkopfspiegel nicht bloß den Medizinern, sondern auch den Sängern. Mit nichten. Die Entdeckung des Sängers Garcia war zwar von entscheidender und unermeßlicher Bedeutung für die Ärzte und deren Kranke, aber unbedeutend für den Gesang. Auch vor dem Jahre 1854 hat man gut und kunstgerecht gesungen, ja, wie vielfach von fachmännischer Seite geklagt wird, besser und formvollendeter als heute, aber eine spezialärztliche Behandlung des Kehlkopfes hat es nicht gegeben. Diesem unvergeßlichen Sänger verdanken alle Halsärzte überhaupt erst ihre Daseinsmöglichkeit, die Gesangslehrer nur eine Bereicherung ihres theoretischen Wissens.

Ganz anders gestaltet sich das Verhältnis zwischen medizinischer Bildung und Gesangsschule, sobald wir diese zwei grundverschiedenen und selbständigen Disziplinen den beiden dazu berechtigten Vertretern zuerkennen. Die Stimmentechnik dem Lehrer, die normalen wie krankhaften Stimmfunktionen dem Arzte. Der Arzt soll gehört werden, bevor überhaupt ein systematischer Unterricht beginnt und ferner bei jeder Störung der Stimmenfunktion oder richtiger bei jedem Defizit der vom Lehrer zu fordernden Normalleistung. Wenn wir uns den gewöhnlichen Gang vorstellen, den der Besitzer einer guten oder sehr guten Gesangstimme einschlägt, so vollzieht sich derselbe oft so, daß, nachdem die mehr oder minder urteilslose Umgebung den Stimmbegabten ermutigt, ein Konservatorium oder ein in seiner Gegend berühmter Lehrer aufgesucht wird. Dieser hört einige Proben an, verkündet dann dem Kunstjünger, der das in der Kehle steckende Geld schon in gemünzten Haufen vor sich liegen sieht, daß Material vorhanden wäre, aber keine Spur von Methode und Kunst. Nun werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, Schulden gemacht, feste Stellungen verlassen ꝛc. und mit Energie die Studien aufgenommen. So gehen 1 bis 2 Jahre mit Vorübungen hin. „Rollen" hat das junge Fräulein noch keine bekommen. Dagegen kommen Störungen aller Art, Kopfweh, Abspannung, Aufregungen, Mutlosigkeit, Stimmstörungen, vorzeitige Ermüdung und dergleichen, kurz, man wird kuriert mit den Ratschlägen des Gesanglehrers, der Mitstudierenden, der Pensionshalterin, auch einmal eines in der Nähe wohnenden, in dieser Spezialität unbewanderten Arztes und so rückt Schritt für Schritt jene berüchtigte Nervosität der Sängerinnen (und auch Sänger) heran, die alles Glück um sich herum auslöscht, welche die Stimme zittern macht, gerade wo sie fest sein sollte, die die Zuversicht in das endliche Gelingen zerstört.